PROLOG

Flucht aus Zion: Die geistliche Reise der Camilla Fox (geborene Deardon), von ihr selbst niedergeschrieben

Unter all den Fragen, die mir gestellt werden – und derer gibt es viele –, kommt keine so häufig vor wie die folgende: Wie kann eine liebende Mutter nur ihre Kinder verlassen? Jedes Mal, wenn diese Frage an mich herangetragen wird, erinnert mich das daran, dass wir, die Kinder Gottes, weit davon entfernt sind, einander die gleiche Gnade zu erweisen, die Gott uns gegenüber an den Tag legt. In der Frage schwingt der Vorwurf mit, dass mein Handeln selbstsüchtig war. Sie stellt mich als Frau hin, die so entschlossen war, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, dass ihr die Folgen gleichgültig waren. Aber es müssten so viele Tatsachen erläutert werden, bevor man auch nur ansatzweise die Umstände verstehen kann, die zu jener schicksalhaften Entscheidung führten.

Wie, so frage ich mich, kann eine junge Frau in einem christlichen Elternhaus aufwachsen und dennoch so wenig über Jesus wissen? Aber genau das war mein geistlicher Zustand zu Beginn meiner Reise. Ich habe in meiner gesamten Kindheit keinen einzigen Gottesdienst versäumt, und seit ich lesen kann, habe ich jeden Abend treu und brav ein Kapitel in der Bibel gelesen. Vielleicht kann ich die Schuld an dem besagten geistlichen Zustand dem strengen Wesen meines Vaters zuschreiben oder der Schwäche meiner Mutter, aber wie dem auch sei: Ich wusste

über Jesus als meinen Erlöser nicht mehr, als dass er eben so genannt wurde.

Meine Mitchristen fragen sich ebenfalls, wie ich mich von der Lehre der Mormonen derart habe in die Irre führen lassen können. Dazu muss ich wieder auf das bereits Gesagte verweisen. Wenn das Licht der Bibel keine Möglichkeit bekommt, die äußere Schicht des Herzens zu durchdringen, dann können sich dort falsche Lehren einnisten. Die Mormonen verwenden christliche Vokabeln. Die Lehren von Joseph Smith sind so verwoben und durchsetzt mit biblischer Wahrheit, dass letztere so wie Sahne darin nach oben steigt, sich aber nie vollständig von dem Sumpf darunter absetzen kann.

Darüber hinaus hatte ich aber, als ich Nathan Fox kennenlernte, keinerlei Liebe erfahren. Meine Eltern gingen sehr sparsam um mit Zuneigung und Zärtlichkeiten, mein Glaube bestand vielmehr aus Gewohnheiten und Pflichten, und weil ich damals erst fünfzehn Jahre alt war, gab ich ein mehr als willfähriges Opfer ab für alles, was auch nur annähernd Ähnlichkeit mit zwischenmenschlicher Wärme hatte. Ich habe mich oft gefragt, ob ich mich auch dann so stark zu Nathan hingezogen gefühlt hätte, wenn er ein ganz normaler Christenjunge aus unserer Dorfgemeinde gewesen wäre. Und wäre umgekehrt die Lehre der Mormonen so verlockend für mich gewesen, wenn ich sie von einem langweiligen, hausbackenen Jungen zu hören bekommen hätte? Aber sie – Nathan und die Mormonen – waren miteinander verwoben wie zwei Stränge eines Seils und ich ließ mich ebenfalls in dieses Geflecht einfügen. So ein dreifach verdrilltes Seil lässt sich nicht so leicht zerreißen, und deshalb ist es auch besonders gut geeignet, um ein Boot am Ufer zu vertäuen. Oder eine Schlinge zu knüpfen.

Und solcherart an Nathan und seinen Glauben gebunden, verließ ich mein Zuhause. Meine Eltern hatten mir nichts zu bieten; die Lehre meiner Kirche verschwand hübsch ordentlich in den hintersten Winkel meines Kopfes. Eine Zeitlang war mein Herz ganz für die neue Wahrheit entbrannt – oder zumindest

für das, was ich als Wahrheit angenommen hatte. Ich kann nur hoffen, dass ich nicht so leicht darauf hereingefallen wäre, wenn ich einfach weiter für mich gelernt hätte. Aber ich wärmte mich im Schein des inneren Feuers meines Mannes und fühlte mich mit meinen Mitheiligen verbunden genug, um keine genauere Überprüfung zu riskieren.

Zusammen bauten wir ein kleines Haus in einem Tal ganz in der Nähe der Schlucht, in der mein Mann und andere die Steine für den Tempelbau bearbeiteten. Und erst dort merkte ich dann, wie ich vom Licht in den Schatten geworfen wurde. Ich musste mit ansehen, wie mein Mann sich abschuftete, Steine schlug, wie es seine heilige Pflicht dem Propheten gegenüber war, und wie er immer wieder vergeblich seine Schreinerkunst bemühte, um dessen Gunst zu erlangen. Trotz alledem hätte ich mich bis zum heutigen Tag damit begnügen können, in dem besagten Schatten zu leben, hätte es nicht zwei Dinge gegeben, die ich nicht gutheißen konnte: erstens, meine Töchter in einer solchen Finsternis aufwachsen zu lassen, und zweitens, aufgefordert zu werden, meinen Mann mit einer zweiten Frau zu teilen.

Und genau das – die Sache mit meiner Mitehefrau – löst gewöhnlich ein schockiertes Aufstöhnen aus, wenn ich die Gelegenheit bekomme, mit Frauen über das Elend der Polygamie zu sprechen. Und hinter vorgehaltener behandschuhter Hand, die ihr Gekicher verbergen soll, fragen Frauen: „Wie konnten Sie sich nur eine solche Demütigung gefallen lassen?“ Darauf habe ich keine Antwort, denn als Frau, die es gewohnt war, dem zu gehorchen, was mir über die Bibel vermittelt wurde, hatte ich das Gefühl, gar keine andere Wahl zu haben. Diejenigen, die außerhalb des Mormonenglaubens leben – sie werden auch „Heiden“ genannt –, stellen sich gern vor, dass die Mormonen die Vielehe praktizieren, weil sie ein besonders lüsternes Wesen haben. Und vielleicht trifft das in manchen Fällen auch tatsächlich zu. Aber Nathan war ausschließlich von dem Wunsch getrieben, dem einzigen Gott zu gefallen, den er kannte, und den Lehren des Propheten zu folgen, den er zutiefst verehrte.

Trotz meiner Treulosigkeit gegenüber Gott war dieser sehr großzügig zu mir. Er schenkte mir ein Zuhause, zwei wundervolle Töchter und eine liebe, wenn auch ungewöhnliche Freundin in Kimana, einer Indianerin, die mit auf unserer Farm lebte. Sowohl meine Töchter als auch ich selbst liebten sie wie eine Mutter. In seiner Souveränität schenkte Gott aber nicht nur, er nahm auch, indem er nur wenige Stunden nach dessen Geburt das Leben unseres ersten Sohnes forderte. Das ließ mich in eine so tiefe Trauer fallen, dass nur der wahre Erlöser selbst mich darin trösten konnte, Jesus Christus.

Als dann Schwester Amanda als meine Mitehefrau zu uns kam, waren mir längst die Augen dafür geöffnet worden, dass die Lehre, die so etwas erlaubte, falsch sein musste, und innerlich verließ ich die Kirche der Mormonen. Ich glaube, dass es wirklich Gottes Gnade war, durch die meine Seele aus den Klauen der Mormonenkirche gerettet wurde. Aber ich musste tagtäglich erleben, wie meine Töchter immer mehr von dieser Lehre geprägt wurden.

Irgendwann konnte ich der Frage schließlich nicht mehr ausweichen: Wie konnte ich es zulassen, dass meine Kinder in einem Zuhause aufwuchsen, in dem sie nie die Wahrheit über Jesus Christus würden erfahren dürfen?

Und deshalb machte ich mich auf, um ihnen ein besseres Leben zu ermöglich. Wenn Männer so etwas tun, werden sie als Helden verehrt. Ich dagegen werde in den Veröffentlichungen – und zwar in denen der Mormonen, der Christen und den weltlichen – als die böse Frau dargestellt, die ihre Kinder im Stich gelassen hat.

Um also auf die Frage zurückzukommen, mit der ich diesen Artikel begonnen habe: Ich werde zwar oft mit Fragen überhäuft, aber ich erlaube mir nicht den Luxus einer nachträglichen Untersuchung. Ich halte nie inne, um mich zu fragen, ob ich etwas hätte anders machen sollen.

Wie kann man auch auf die gesammelten Seiten des eigenen Lebensbuches schauen und entscheiden, welche Seiten man

herausreißen und zerknüllen sollte und welche bleiben dürfen, um die Schätze unser Erinnerungen zu beherbergen? Mir scheint, dass die größte Freude aus dem Schmerz kommt, der sie nährt, und dass man das Eine nicht ohne das Andere haben kann. Ich bin also hier am Ende des Ganzen gezwungen, jedes Blatt zusammenzufalten und zu sagen, so wie Gott es über seine ersten Menschen tat, dass ich es nach bestem Wissen gemacht habe, so gut ich es eben wusste und konnte. Ich bin nur meinem Gewissen gefolgt.

Gott allein kann das Ausmaß meiner Sünde vergessen, und vor allen, die mich verurteilen würden, nehme ich das Blut seines Sohnes für mich in Anspruch. Ich lebe jetzt seit fast vierzig Jahren mit den Entscheidungen, die ich damals getroffen habe, und werde irgendwann in seiner Gnade sterben. Das ist eine Hoffnung, die mir kein Mensch nehmen kann.

Nicht noch einmal.

Ladies' Home Journal
Juli 1896

Kapitel 1

In der Nähe von Salt Lake City
Januar 1858

Rauch. Dunkelheit. Und Wärme.

„Ich glaube, sie wacht auf. Geh und hol den Colonel“, sagte eine mir unbekannte Männerstimme. Ein kurzer Schwall kalter Luft folgte, und ich erinnerte mich sogleich wieder an das Heulen des Sturms und den wirbelnden Schnee, der mich hierhergebracht hatte.

„Ma’am?“ Die Stimme war jetzt näher. Ich spürte eine warme Hand an meiner Wange. „Alles wird gut.“

Ich wollte lächeln, aber meine Lippen fühlten sich trocken an und spannten. Als ich zu sprechen versuchte, lösten sie sich und rieben aneinander wie dünne, trockene Baumrinde.

„Versuchen Sie nicht zu sprechen. Zeigen Sie mir nur, dass Sie die Augen öffnen können.“

Ich hätte es gern getan, und wenn auch nur, um zu sehen, wohin der Herr mich geführt hatte. Aber da entfernte sich die Stimme schon wieder, so als würden Worte in einen Brunnen fallen. Meine Augen zu gebrauchen strengte mich zu sehr an, also gab ich mich mit den Sinnen zufrieden, derer ich mächtig war – nahm das Geräusch des knisternden Feuers wahr, den süßen Geruch des brennenden Holzes und die wohltuende Wärme, die meinen Körper von Kopf bis Fuß einhüllte. Das Gewicht dieser Wärme drückte mich förmlich nieder.

Es verging einige Zeit, wie viel, wusste ich nicht, aber genug, dass ich inzwischen einen gewaltigen Durst bekommen hatte. Ich öffnete meine Lippen und versuchte, die Zunge dazwischenzuschieben, und schon diese kleine Bewegung genügte, dass sofort wieder jemand bei mir war. Erneut spürte ich, wie jemand meine Schläfe berührte, und diesmal hörte ich eine andere Stimme direkt neben meinem Ohr. Sie war tiefer und lauter.

„Ma'am?"

Wie von selbst gingen meine Augen auf. Zuerst sah ich gar nichts, aber dann trat er in mein Blickfeld. Er hatte langes Haar, das er sich hinter die Ohren gestrichen hatte, und einen dichten Schnurrbart, der einen Teil seiner Oberlippe verdeckte. Zuerst waren seine Augen noch geschlossen und sein Schnurrbart wippte, als er sagte: „Gott sei Dank!" Dann öffnete er die Augen und sie leuchteten warm und braun im Feuerschein.

„Wo …?"

„Pssst." Er legte den Zeigefinger auf seine Lippen. „Dafür ist später immer noch Zeit. Ich bin Colonel Charles Brandon von der Armee der Vereinigten Staaten. Es gibt keinen Ort, an dem Sie besser aufgehoben wären. So, und wie wäre es jetzt mit einem Schluck Wasser?"

Ich konnte nicht sprechen, aber das brauchte ich auch gar nicht. Mit dem Blick folgte ich seinen Bewegungen – wie er hinter sich griff und eine blaue Blechtasse hervorholte, aus der er einen Schluck trank.

„Ich probiere nur, damit es nicht zu heiß ist", erklärte er, stützte dann mit einer Hand meinen Kopf von hinten und setzte mir die Tasse an die Lippen. Der erste Schluck brannte, aber als ich dann schluckte, beruhigte sich alles.

„Noch ein bisschen mehr?"

Ich öffnete die Lippen etwas weiter und hörte ihn flüstern: „So ist's brav", während er abzuschätzen versuchte, wann er die Tasse wieder absetzen sollte. Er musste Kinder haben.

„So“, meinte er irgendwann, nahm die Tasse weg und legte meinen Kopf sanft wieder ab. „Wenn Sie einverstanden sind …“ Er griff in seine Manteltasche und holte eine flache, silberne Flasche daraus hervor. „Ich bin kein Trinker, und ich möchte auch Sie keineswegs zum Trinken verführen, aber wenn Sie gestatten, mische ich ein paar Tropfen Whiskey in das Wasser. Das wärmt auf der Stelle.“

Mein erster Impuls war abzulehnen, aber zum Sprechen war ich immer noch viel zu schwach, und ehrlich gesagt war ich auch noch so benebelt, dass ich gar nicht richtig reagieren konnte. Er nahm mein Schweigen als Einverständnis und schraubte den Deckel der Flasche ab. Vorsichtig und mit großer Aufmerksamkeit ließ er ein paar Tropfen der bernsteinfarbenen Flüssigkeit in das restliche warme Wasser fallen und rührte dann alles um.

„Dazu müssen Sie sich jetzt aber ein bisschen weiter aufrichten.“

Er trat hinter mich und schob mir dieses Mal seinen Arm unter die Schultern. Ich spürte die Metallknöpfe an den Ärmeln seiner Uniformjacke auf meiner Haut, und da wurde mir schlagartig bewusst, dass ich unter all den Schichten von Wolldecken und Bärenfell völlig nackt war. Fast panisch drehte ich meinen Kopf zur Seite. Er wusste sofort, warum ich so erschrocken war.

„Ich weiß, und es tut mir auch leid“, sagte er beschwichtigend, „aber wir konnten Sie nicht mit zwanzig Pfund nasser Kleidung ins Bett legen. Ich wünschte zwar, wir hätten eine alte Indianerin zur Unterstützung gehabt, aber wir sind hier nur ein Haufen Soldaten. Wenn es Sie beruhigt – ich hatte ihnen die Augen verbunden und die ganze Zeit ein Gewehr auf sie gerichtet.“

Ich glaubte ihm zwar nicht, aber es war mir auch nicht mehr ganz so wichtig.

„Wenn Sie bereit sind, dann trinken Sie das jetzt alles in einem Zug.“

Schon allein der Geruch des verdünnten Whiskeys belebte meine Sinne, schärfte meine Wahrnehmung und bewirkte dadurch, dass ich mich mit dem Gedanken anfreunden konnte, es hinunterzustürzen.

„Alles in einem Zug“, wiederholte er noch einmal. „Wenn Sie früher absetzen, werden Sie den Rest nicht mehr trinken wollen.“

Ich nickte, wappnete mich innerlich und schloss die Augen. Was ich erwartet hatte, weiß ich nicht, aber ich spürte nur Wärme, gefolgt von Klarheit, und als Colonel Brandon mich wieder ablegte auf dem, was ich jetzt als eine mit Büffelfell gepolsterte Pritsche erkannte, da war ich wirklich so weit zu reden.

„Danke.“ Meine Stimme klang heiser, und da erinnerte ich mich wieder, wie ich in den Sturm gebrüllt hatte.

Er neigte den Kopf skeptisch zur Seite. „Klingt nicht gerade so, als wäre Sie schon so weit, Ihre ganze Geschichte zu erzählen.“

Der Colonel hatte recht. Das konnte ich wirklich nicht, aber es hatte nichts mit meinem Hals zu tun.

„Wenn Sie gestatten, würde ich Ihnen aber wenigstens gern ein paar Fragen stellen.“ Er stellte die Tasse neben sich auf den Boden und zog einen kleinen gelben Zettel aus derselben Manteltasche, in der auch die Flasche gesteckt hatte. „Können Sie mir sagen, wer Missy ist?“

Als er den Namen aussprach, gab mir das einen Stich ins Herz. „Das ist meine Tochter. Ich habe noch eine andere, sie heißt Lottie.“

Er kontrollierte seinen Zettel und der freundliche Gesichtsausdruck, mit dem er mich angeblickt hatte, seit ich aufgewacht war, wich einer besorgten Miene und tiefen Sorgenfalten. „Sind sie … waren die beiden bei Ihnen?“

Ich schüttelte den Kopf und mir kamen die Tränen.

„Sind sie zu Hause in Sicherheit?“

„Ja.“

„Na, Gott sei Dank."

Und ich dankte Gott wirklich, während in meinem Kopf Bilder von ihnen lebendig wurden, wie sie gemütlich in ihrem Bett lagen oder auf dem geflochtenen Teppich vor dem Herd saßen und fröhlich mit ihren Puppen zu *seinen* Füßen spielten …

„Und Nathan? Ist das Ihr Mann?"

„Ja." Ich versuchte, mich aufzurichten. „Ist er hier? Ist er gekommen, um mich abzuholen?"

„Pssst …" Erneut legte er mir beruhigend seine Hand auf die Schulter, und ich ließ mich erschöpft auf mein Lager sinken. „Nein, Ma'am, es ist niemand gekommen."

„Aber woher wissen Sie dann ihre Namen?"

Er zeigte mir den Zettel. Drei Worte standen darauf – Missy, Lottie, Nathan und dann noch ein Buchstabe: K.

„Kimana."

Er lächelte. „Gefreiter Lambert wusste nicht, wie das geschrieben wird."

„Sie kümmert sich um meine Töchter."

„Verstehe." Ich spürte, dass er gern noch mehr in Erfahrung gebracht hätte, aber ich hatte keine Kraft mehr, und es war auch nicht der richtige Zeitpunkt dafür. „Seit ungefähr dreißig Stunden, also seit wir Sie gefunden haben, schlafen Sie jetzt, wachen kurz auf und schlafen dann wieder ein. Seit ich hier bei Ihnen bin, sind Sie ganz ruhig, aber offenbar hatten Sie während der Wache des Gefreiten Lambert beschlossen, ein bisschen was zu erzählen. Er hat jedenfalls diese Namen aufgeschnappt."

„Ach."

„Und er hat auch gesagt, dass Sie ziemlich viel beten."

„Ja, das stimmt."

„Also, wenn ich das richtig verstanden habe, haben unsere Kundschafter Sie auch nur deshalb gefunden – weil Sie so laut gebetet haben. Eine geschlossene Schneedecke, so weit das Auge reichte, haben sie gesagt, und dann waren da auf einmal

Sie. An einen Pferderücken geklammert. Schon allein, dass dieses Tier überlebt hat, ist ja das reinste Wunder."

„Sie müssen das Pferd unbedingt zu meinem Mann zurückschicken. Ich habe es ihm gestohlen."

„Dazu ist später immer noch Zeit. Jetzt sorgen wir erst einmal dafür, dass Sie wieder zu Kräften kommen, und dann, dass Sie beide sicher wieder zurück nach Hause gelangen."

Diese Worte ließen meine Tränen noch zahlreicher fließen. „Aber ich habe gar kein Zuhause mehr."

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, beugte er sich vor. „Jetzt seien Sie aber mal nicht albern. Jeder hat ein Zuhause."

„Ich nicht. Ich hatte eines, aber ich bin fortgegangen. Ich musste dort weg."

Seine Stimme wurde jetzt so leise, dass er nur noch flüsterte, und das, obwohl wir, soweit ich mich erinnere, allein waren.

„Gehören Sie zu denen? Zu den Mormonen?"

„Ja." Und dann fügte ich ganz schnell hinzu: „Nein, also ich meine, ich habe eine Zeitlang dazugehört, aber eigentlich auch wieder nicht. Nicht in meinem tiefsten Inneren. Und jetzt … Gott vergebe mir …"

Was auch immer ich sonst noch hatte sagen wollen, wurde durch meine trockene Kehle verhindert. Ich raffte alle Kraft zusammen, die ich noch aufbringen konnte, und drehte mich von Colonel Brandon weg auf die Seite, um mich ganz meiner Reue hinzugeben.

Niemals hätte ich gedacht, dass er sich eine solche Freiheit herausnehmen würde, aber er legte mir eine Hand auf die Schulter und zog sachte mein Gesicht zu sich. Als ich nachgab, strich er mir das Haar aus der Stirn und kam mit seinem Gesicht so nah an meines heran, dass ich seinen Atem spüren konnte.

„Jetzt hören Sie mir mal gut zu. Ich möchte nicht, dass Sie auch nur noch einen Moment länger Angst haben, weder um sich selbst noch um Ihre Töchter. Ich bin für Sie da. Die

Armee der Vereinigten Staaten ebenfalls. Und weil ich einen Eid darauf geleistet habe, mein Leben dafür einzusetzen, dass die Menschen in Freiheit leben können, verspreche ich Ihnen, dass Sie wieder ein Zuhause haben werden."

„Aber wie denn?" Ich hatte mir die Decke bis zur Nasenspitze hochgezogen, sodass meine Frage nur gedämpft zu hören war, doch er hatte mich trotzdem verstanden.

„Das überlassen Sie mal mir. Möchten Sie noch etwas trinken?"

Als Antwort stützte ich mich auf die Ellbogen, richtete mich auf, so weit es ging, und hielt dabei die Decke fest, damit sie nicht herunterrutschte.

Schweigend füllte er die Tasse mit Wasser aus einem Topf, der auf einem Rost am Feuer stand, und goss noch irgendetwas aus einem kleinen Tonkrug dazu. Dann hob er die flache Flasche ein wenig hoch und sah mich fragend an. Ich erinnerte mich an die angenehme Wärme und nickte, und er goss einen kleinen Schuss der Flüssigkeit in den Becher. Dann rührte er erneut um. Ich hielt die Decke weiter fest, als er mir die Tasse an den Mund führte, und dieses Mal trank ich sie mit mehreren genüsslichen Schlucken leer.

„So, mehr bekommen Sie davon jetzt aber nicht."

„Gut", erwiderte ich und legte mich wieder hin.

„Schlafen Sie jetzt, und machen Sie sich keine Sorgen. Wenn Sie wieder aufwachen, werde ich da sein."

„Und dann?"

„Und dann sieht es ja ganz so aus, als stünde uns ein Kampf bevor."